

„Den Amerikanern die Zähne einschlagen“

Der Minentreffer auf dem umgeflaggten Supertanker „Bridgeton“ versetzte Ronald Reagans Golf-Politik einen schweren Schlag. Dilettantisch vorbereitet und

mit fragwürdigen Erfolgsaussichten, droht die Geleitschutzoperation Washingtons zu scheitern. Selbst Pentagon-Experten fürchten nun einen „Kampf ohne Ende“.

Wenn der Teufel schwimmen könnte, würde er Minen legen.

Marine-Spruch

Es war der modernste Rumpf der U.S. Navy: Schicht für Schicht aus Kunststoff-Fasern zusammengeleimt – für Ronald Reagans stählerne Hochsee-Armada eine völlig neue Technik. Widerstandsfähig gegen Wind und Wasser, gegen Wellenschlag und Minenschlag sollte der Prototyp sein, hatte die Bauwerft, Textron Marine Systems in New Orleans, versichert.

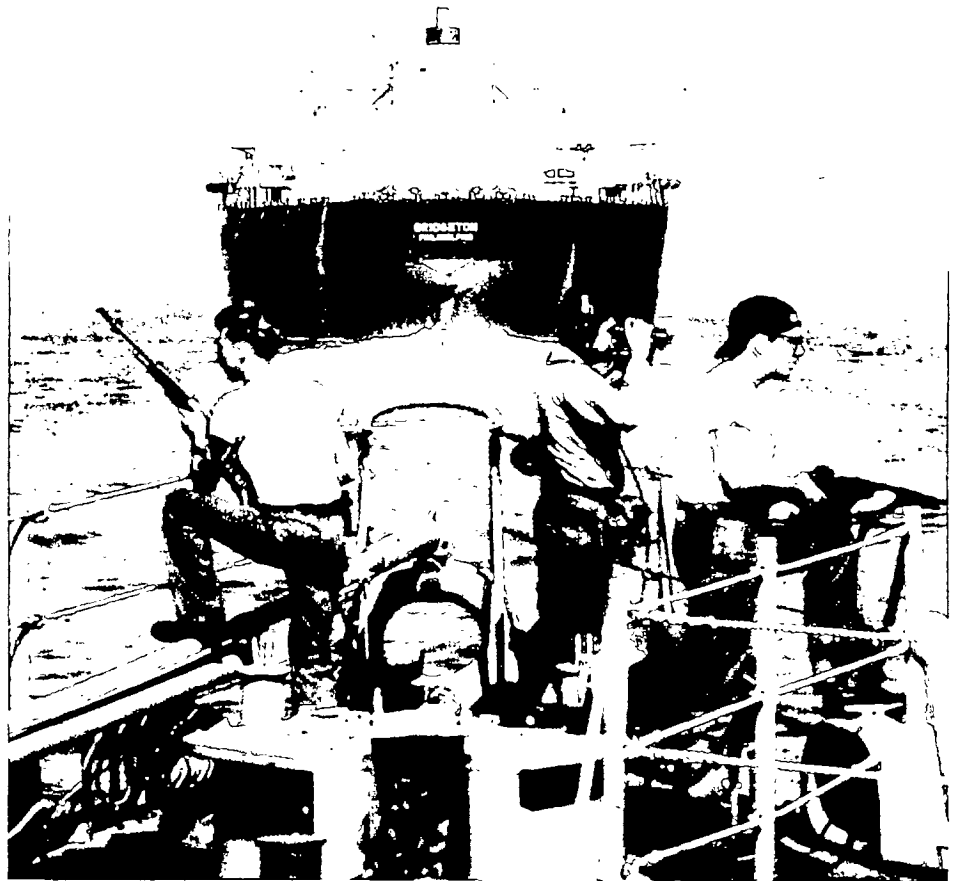
Zwei Jahre wurde geplant, geformt und gebaut. Dann zerplatzte bei einem Sprengtest im Wasser der Glasfaser-rumpf – und mit ihm der Marine-Traum einer völlig neuen Klasse amerikanischer Minensuchboote. Kleinlaut räumte Marineminister James Webb im April vor dem Kongreß ein, das Programm sei beendet worden. Ersatz soll nun in Italien beschafft werden.

Bis dahin liegt Amerikas Minenabwehr im argen, denn auch das zweite Neubauvorhaben, 14 Hochsee-Minensuchboote mit Holzrümpfen, liegt zwei Jahre hinter und 200 Millionen Dollar über den Planungsvorgaben. „Das Minensucher-Programm hat mehr graue Haare verursacht als jedes andere Rüstungsvorhaben der Navy“, klagte ein Regierungsbeamter.

Dabei hätte die Navy dringenden Bedarf an Ersatz für ihre 35 Jahre alten Minensuchboote aus dem Koreakrieg: Seit vorletzten Freitag der unter US-Flagge und mit US-Eskorte fahrende Supertanker „Bridgeton“ im Persischen Golf auf eine Mine gelaufen ist, mache sich in der Navy „beträchtliche Sorge“ wegen der Minengefahr breit, räumte selbst das Pentagon ein.

Die mit 500 Kilogramm Sprengstoff gefüllte Ankertaumine einfachster Bauart hat nicht nur dicht am Boden des 400 000-Tonnen-Tankers ein 43 Quadratmeter großes Loch gerissen, durch das sich 4 der 31 Tanks binnen zwei Minuten mit Seewasser füllten. Einen schweren Schlag erhielt auch das amerikanische Unternehmen, bei dem insgesamt elf vormals kuweitische Tanker unter US-Flagge und -Schutz Öl aus dem Kriegsgebiet Golf in friedlichere Gewässer transportieren sollen.

Mit einem gewaltigen Flottenaufmarsch (Kosten: täglich 1,7 Millionen Dollar) hatte sich Washington den von



Supertanker „Bridgeton“, Minen-Schützen auf US-Kriegsschiff: „Wer schützt wen?“

Reagans blamablen „Irangate“-Skandal verunsicherten Freunden am Golf wieder als verlässlicher Partner empfehlen wollen. Doch bereits nach der ersten Fahrt drohte das Scheitern des ganzen Unternehmens, gab Washingtons Ratlosigkeit Teheran Gelegenheit zum Triumph. Chefrevolutionär Chomeini forderte von seinen fanatischen Anhängern, sie sollten „den Amerikanern die Zähne einschlagen“.

Wie immer die Operation „Fester Wille“ weitergeht, schon jetzt steht fest: Wieder einmal hat das Weiße Haus ein großspuriges militärisches Unternehmen schludrig vorbereitet und damit möglicherweise größere Risiken heraufbeschworen, als ohne amerikanisches Eingreifen entstanden wären.

Jetzt rächte sich, daß Ronald Reagan erst vor wenigen Wochen Risikoanalysen seiner Geheimdienste einholen ließ –



Minenjagdhubschrauber „Sea Stallion“: „Boote blicken tiefer“

nachdem er schon Anfang März überhastet den Kuweitern Geleitschutz zugesagt hatte. Ausnahmslos stuften nun die Experten die Minengefahr ganz hoch ein, nachdem dieses Risiko zunächst kaum beachtet worden war.

Zwar sieht auch der 80seitige Operationsplan des Unternehmens „Fester Wille“ Minenräumeinsätze vor – allerdings nur im Zufahrtskanal zum kuweitischen Hafen el-Ahmadi. Dort waren seit dem 17. Mai vier Schiffe von Unterwassersprengkörpern beschädigt worden. Rund ein Dutzend Minen waren denn auch von Navy-Spezialisten, unterstützt von kuweitischen Experten und saudischen Minensuchbooten, in den Territorialgewässern des Emirats gesprengt worden.

Der Gedanke aber, daß im fast durchweg flachen Golf, vor allem aber nahe den oft weit vorgeschobenen iranischen Inseln gefährliche Ladungen treiben könnten, war Washingtons Marinestrategie offensichtlich nicht gekommen. Verteidigungsminister Caspar Weinberger hatte für diese kaum erklärliche Nachlässigkeit sogar noch eine Entschuldigung parat: „Wir haben in der Gegend nicht gesucht, weil dort noch nie Minen gefunden worden sind.“

„Dort“ – das ist das Seegebiet nahe der iranischen Insel Farsi, in dem die „Bridgeton“ ihren Unterwasserschlag erhielt und wo vergangene Woche weitere sieben Minen aufgespürt wurden.

Farsi jedoch ist ein bekannter Schlupfwinkel für Chomeinis Revolutionswächter, die von der Insel aus mit ihren winzigen Schnellbooten schon manchen Überfall gefahren haben. Nicht einmal erhöhte iranische Bootsaktivität vor Eintreffen des Konvois in diesem Gebiet – das mit rund 30 Metern Wassertiefe für

Minensperren ideal ist – erregte amerikanischen Argwohn. Dabei räumen Pentagon-Experten ein, daß jedes Boot, „von dem aus ein Anker über die Bordwand geworfen werden kann“, auch zum Minenlegen geeignet ist.

Der Argwohn hätte den Amerikanern allerdings wenig genützt – ihrer hochgerüsteten Flotte fehlte es am Nötigsten für Minenjagd und -räumung. Freimütig bekannte Kapitän David Yonkers, Kommandeur des Geleitzuges: „Zu den Dingen, gegen die ich mich nicht verteidigen kann, gehören Minen.“

Die Sonargeräte des Kreuzers „Fox“ und des Zerstörers „Kidd“, perfektioniert für die Jagd auf feindliche U-Boote (die im flachen Golf gar nicht operieren können), sind mit der Suche nach Minenechos überfordert. Nur das Gerät der Fregatte „Crommelin“ könnte – mit Glück – aus den verwirrenden Reflexionen des nahen Meeresbodens das charakteristische Echo einer Mine herausfiltern, weil es, von älterer Bauart, noch nicht so hochspezialisiert ist.

So kam es am schwarzen Freitag der amerikanischen Golf-Flotte zu jenem peinlichen Bild, das den demokratischen Mehrheitsführer im Senat, Robert Byrd, zu der Frage veranlaßte: „Wer schützt hier eigentlich wen?“ Die leckgeschlagene „Bridgeton“ fuhr, mit zwölf Metern Tiefgang gleichsam als Sperrbrecher, vor den zum Teil nicht einmal halb so tief im Wasser liegenden Kriegsschiffen des Konvois.

Für Vizeadmiral Harold Bernsen, Befehlshaber von Reagans Golf-Flotte, ging es bei dieser Marschordnung für die letzten 60 Seemeilen bis zu den kuweitischen Hoheitsgewässern nur noch um das Überleben seiner Schiffe: „Wenn Sie einen Tanker haben, der durch eine

Mine kaum versenkt werden kann, fahren Sie hinterher. Das ist der beste Schutz, und genau das haben wir getan.“

Die Fregatte „Crommelin“, geben Navy-Experten zu, wäre von einer solchen Mine „auf Grund geschickt worden. Es hätte keine Chance gegeben, das Schiff zu retten“.

Die meisten Kriegsschiffe bergen, hinter der dünnen Außenhaut unter der Wasserlinie auf engstem Raum gedrängt, lebenswichtige Aggregate. Ein 43 Quadratmeter großes Loch führt dort unweigerlich zur Katastrophe. Hinter den viel dickeren Stahlwänden der Riesen-Öltransporter liegen, oft über mehrere hundert Meter, viele voneinander hermetisch abgeschottete Tanks, die das Schiff schwimmfähig halten, auch wenn einige aufgerissen werden.

Das Absurde am Vormarsch der US-Flotte: Die Minengefahr, ihre für die Schiffe ernste Bedrohung und die unzu-



Brücke des Geleitzug-Kreuzers „Fox“
Minensuchgerät überfordert

reichende Ausrüstung zur Minenjagd, war den Pentagon-Fachleuten bekannt. Doch den Navy-Spruch, „Wo die Flotte hinfährt, sind die Minensucher schon gewesen“, kannte offenbar keiner.

Dabei hatte die Navy schon historisch schlechte Erfahrungen im Minenkampf gesammelt. Mehr als eine Woche lang dümpelte 1950 die 1. US-Marineinfanterie-Division vor der nordkoreanischen Küste, weil das Landungsgeschwader in Minenfelder geraten war, die noch aus dem russisch-japanischen Krieg von 1904/05 stammten. Auch damals fehlten die Minensucher.

Diesmal hatten sich die Pentagon-Strategen nicht einmal Landrechte für ihre 23 RH-53D-Hubschrauber, Hauptwaffe der Navy bei der Minenjagd, gesi-

„Flaggen für die Särge von US-Matrosen“

Mit Rennbooten fordern die Revolutionswächter des Iran Amerikas Flotte heraus

Auf den hitzeflimmernden Gewässern im Flammenhals der Straße von Hormus sah es letzte Woche aus, als habe der Golfkrieg zwischen den USA und dem Iran bereits begonnen.

Doch die Kontrahenten – 20 Kriegsschiffe, unterstützt von Aufklärern, Düsenjägern und Hubschraubern – wurden ausschließlich vom Iran gestellt, in einem Seemanöver, dessen Codenamen „Sol-faghar“ (nach dem unbesiegbaren Schwert Alis) die Entschlossenheit verriet, einer Auseinandersetzung mit der U.S. Navy im Golf nicht aus dem Weg gehen zu wollen.

Der Manöverfeind, angeführt von der Fregatte „Alborz“, stand nördlich der Tankerroute durch die Straße von Hormus und bestand aus Frachtern und kleineren Einheiten, die Tanker beziehungsweise US-Kriegsschiffe darstellen sollten.

Als der Übungsgegner das Feuer eröffnete, schlugen die Verteidiger zurück: Mit Helikoptern und Rudeln von hochseetüchtigen, 90 Stundenkilometer schnellen Rennbooten, in Schweden gebaut, die als vielseitige Plattform für Waffen wie schwere Maschinengewehre, Bazookas und sogar Luftabwehrraketen dienen können.

Von seinen größeren Kriegsschiffen dagegen konnte Mohammed-Hussein Maleksadegan, Befehlshaber der iranischen Kriegsmarine, nur einen Teil in den vom Wüstenwind gepeitschten Golf entsenden.

Zwar verfügt der Iran noch immer über eine stattliche Hinterlassenschaft aus dem Flottenaufgebot des Schah, der damit seine Macht am Golf zur Schau stellte: 80 Kriegsschiffe, darunter drei Zerstörer, vier Fregatten, zwölf Schnellboote und gepanzerte „Hovercraft“-Luftkissenfahrzeuge.

Von den Fregatten aber sind seit Beginn des Kriegs mit dem Irak nur zwei, von den Schnellbooten sogar nur drei verwendungsfähig, da Ersatzteile fehlen. Und fraglich ist auch, ob die aus Amerika stammenden iranischen Schiff-Schiff-Raketen vom Typ „Harpoon“ abgefeuert werden können. Als sie ausgeliefert wurden, fehlte den Raketen noch die Steuerungselektronik.

Die Schwäche der Iran-Marine ist aber zugleich die Stärke revolutionärer Kämpfer, die sich für einen Rundumkrieg gegen den „Großen Satan“ USA nach ihrem Willen und nicht dem von Flottenchef Maleksadegan rüsten: Die paramilitärischen Einheiten der Revolutionswächter (Pasdaran) des Ajatollah Chomeini erklärten sich nun auch für die

Führung eines Seekriegs zuständig. Berühmt und berüchtigt wurden sie bisher vor allem durch ihren fanatischen Einsatz an der Landfront zum Irak, wo sie in Form von „Menschenwellen“ gegen gegnerische Stellungen vorgingen.

Bei dem Seemanöver waren die Pasdaran erstmals mit einer eigenen Teilstreitkraft dabei. Geübt, so meldete vorigen Freitag das englische Wochenmagazin „Jane's Defence Weekly“, wurde dabei die Koordination der Meeres-Revolutionäre, die sich auf die Rennboote spezialisiert haben, mit den größeren Schiffen der Marine.

Die Revolutionswächter, auch das ein Novum, wurden von einem Verbündeten unterstützt – Nordkorea, das Fischtraw-

und nur 2,65 Meter breiten Rennbooten ein Dutzend Großschiffe an, darunter einen philippinischen Frachter voller Schafe, aber auch japanische, einen norwegischen und einen schwedischen Supertanker.

Nach dem irakischen „Exocet“-Angriff auf die US-Fregatte „Stark“ schien der Spuk zunächst wieder vorbei. Doch dann schlugen die Rennboot-Fahrer erneut zu. Nach zwei Überfällen Ende Juni preschte ein Boot zum Supertanker „Peconic“ und feuerte aus 60 Meter Entfernung neun Raketen auf den 273 000-Tonner der US-Gesellschaft Universe Tankships ab.

Im Steuerbordbunker der „Peconic“, die sich 70 Meilen südlich des kuweit-



Schwedisches Hochsee-Rennboot*: Plattform für Selbstmordkommandos?

ler in den Golf von Oman geschickt hat. Dort, im Bereitstellungsraum der amerikanischen Armada, sollen die Nordkoreaner mit Hilfe von Weitbereich-Radargeräten die Umtriebe des potentiellen Gegners ausspähen und den Befund den Revolutionswächtern melden.

Wie groß der Einfluß der Pasdaran in den Gewässern am Golf schon geworden ist, zeigt sich seit dem 15. April, als die Revolutionswächter auf ihre Art den Krieg gegen Frachtschiffe und Tanker begannen, die Kuwait ansteuern oder aus Kuwait kommen.

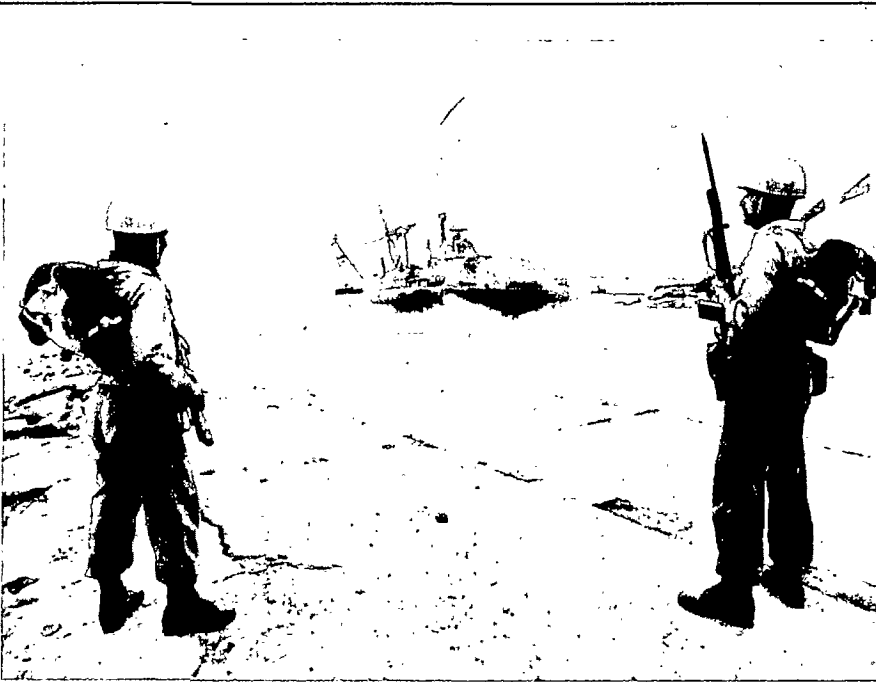
In wenigen Monaten griffen die Revolutionswächter mit ihren 13 Meter langen

* Ein ähnlicher Typ wird vom Iran eingesetzt.

schen Ölterminals Mina el-Ahmadi befand, brach ein Brand aus – er schien den Revolutionären im Boot nicht zu genügen. „Mit Seelenruhe“, berichtete später „Peconic“-Kapitän Michael Monogios, „luden die Iraner nach und schossen weitere neun Raketen in das Schiff.“

Der Angriff auf die „Peconic“ geschah, obwohl sich die Iraker seit dem „Stark“-Debakel zurückgehalten und nur zwei Tankerangriffe geflogen hatten. Die Iraner zögerten mit Gegenangriffen, obwohl sie sonst prompt zurückschlugen, wenn zuvor der Irak Tanker unter iranischer Flagge beschädigt oder versenkt hatte.

Analytiker des Tankerkriegs gehen deshalb davon aus, daß der Beschuß der



Iranisches Luftkissenfahrzeug zur Schah-Zelt: Schwäche der Marine ausgenutzt

„Peconic“ ein politisches Signal der Revolutionswächter zur See an Washington gewesen sei, wo der Kongreß nur wenige Stunden vor dem Angriff einen Antrag demokratischer Abgeordneter niedergestimmt hatte, die Umflaggung kuweitischer Tanker und das Hochziehen der „Stars and Stripes“ um 90 Tage zu verschieben.

„Die USA“, teilten die Revolutions-Mariner hernach mit, „sollten auch schon Flaggen für die Särge gefallener amerikanischer Matrosen bereitstellen.“

Daß die Revolutionswächter auf eine Konfrontation mit der U.S. Navy aus sind, befürchtet in Washington der demokratische Abgeordnete und Wehrexperte Les Aspin. Die auch schon ausgesprochene Drohung der Revolutionäre, Amerika im Golf ein zweites Vietnam bereiten zu wollen, ist für Aspin Teil einer Strategie, „uns trotz materieller Überlegenheit so lange abnutzen und mübe machen zu wollen, bis wir vom Golf abziehen und ihn den Iranern überlassen müssen“.

Dazu paßt auch, daß der wichtigste Kriegshafen des Iran, Bandar-e Abbas an der Straße von Hormus, angeblich von den Revolutionswächtern übernommen wurde. In der Marineakademie Nau Schahr am Kaspischen Meer sollen Selbstmordkommandos ausgebildet worden sein, die in ihren Rennbooten nachts mit einer 1000 Kilo schweren Sprengstofflast auf US-Kriegsschiffe losjagen sollen.

Dabei können sie kaum entdeckt werden, da sie wegen des niedrigen Profils der Boote schon bei leichter Dünung Teil der sogenannten Seegangstrübung („clutter“) sind und auf den Radarschirmen von den Wellen überdeckt werden.

Don Kerr, Golf-Analytiker am Londoner Internationalen Institut für Strategische Studien, nennt die Kraftpakete „die idealste Waffe für den seichten Golf“. Kerr: „Sie sind billig, schnell und brauchen nur eine Drei-Mann-Crew, die in wenigen Tagen lernt, worauf es ankommt – aufs Gasgeben.“

Am Donnerstag lösten die Renner eine diplomatische Verstimmung aus. In Stockholm, dem Ursprungsort der Boote, wurde der Chargé d’Affaires der US-Botschaft im schwedischen Außenministerium vorgestellt und forderte, den Export der Rennboote in den Iran zu unterbinden.

Das aber, so beteuert Anders Boghammar, Direktor der Bootswerft Boghammar Marin AB im Stockholmer Villen-Vorort Lidingö, sei 1985 schon geschehen. Die Boote, 40 an der Zahl und pro Stück 200 000 Dollar teuer, seien an die Zollverwaltung des Iran verkauft worden, die mit ihnen angeblich Jagd auf Schmuggler machen wollte.

Tatsächlich hatte auch die sogenannte Kriegsmaterialinspektion der Schweden – eine Abteilung des Stockholmer Außenministeriums, die den Waffenexport in Spannungsgebiete untersucht – die Boote vor deren Auslieferung inspiziert. Die Abteilung kam, wie Inspektor Sven Erik Beckius versichert, anhand der Konstruktionspläne zu dem Ergebnis, die Boote dürften exportiert werden.

Das Deck der Aluminiumschiffchen nachträglich so zu verstärken, daß es auch schwere Waffen tragen kann, diese Idee war den Inspektoren nicht gekommen.

chert. Die mehr als 30 Tonnen schweren „Sea Stallion“-Transporthubschrauber können mit ihrem Rotordurchmesser von mehr als 24 Meter allenfalls von der rund 14 000 Tonnen großen „La Salle“ aus operieren, dem Flaggschiff von Vizeadmiral Bernsen. Alle anderen US-Schiffe im Golf sind dafür zu klein.

Zur Wartung und Versorgung bei längeren Einsätzen wären jedoch Stützpunkte an Land wichtig. Die aber wurden exakt von jenen arabischen Golf-Anrainern verweigert, die Amerikas Schutz wünschen.

Dennoch ließ das Pentagon am vorigen Donnerstag acht „Seehengste“ in gewaltigen C-5-Transportjets auf den US-Stützpunkt Diego Garcia im Indischen Ozean fliegen. Dort sollten vier RH-53D vom amphibischen Hubschrauberträger „Guadalcanal“ an Bord genommen und in den Golf transportiert werden, wo sie mit Sonargeräten oder Ankertau-Schneidern im Schlepp Minen jagen sollen.

Mit seinem mechanischen Schlepprechen kann ein „Sea Stallion“ binnen einer Stunde einen 250 Meter breiten Streifen etwa 20 Seemeilen weit räumen. Die Ankerketten der Minen werden dabei von Seilen erfaßt, zu Sprenggreifern geleitet und durchtrennt. Die Mine schwimmt auf und wird an der Wasseroberfläche von Scharfschützen aus dem Hubschrauber oder einem Begleitboot gezündet.

Die Flugdauer der Seehengste ist allerdings auf höchstens drei Stunden beschränkt. Zudem verschleißt die empfindlichen Maschinen in der feuchten, stark sandhaltigen Golf Luft enorm.

„Sea Stallion“-Verluste durch Sand-schäden sind den US-Militärs nicht unbekannt: 1980 versagten drei Großhubschrauber im Sandsturm der persischen Wüste ihren Dienst. Fast ein Viertel des gesamten Navy-Arsenals von 30 RH 53D ging damals bei dem kläglich gescheiterten Versuch verloren, die amerikanischen Botschaftsgeiseln zu befreien.

Die zweite „Seehengst“-Schwäche ist ihre begrenzte Einsatztiefe. Ein deutscher Minensuchhoffizier: „Minenräumboote blicken tiefer.“ Die hätten denn auch die US-Seeleute gern vor Ort. Doch die drei von aktiver Besatzungen gefahrenen amerikanischen Uralt-Minensucher, die gesamte sofort verfügbare seegängige Minenräumkapazität der Supermacht, liegen 14 Tagesreisen entfernt im Atlantikhafen Charleston.

Am Donnerstag vergangener Woche schickte Verteidigungsminister Weinberger einen Bittbrief an seine Alliierten, man möge doch Minenräumhilfe im Golf leisten. Bonn winkte schnellstens ab.

London, bislang mit drei Kriegsschiffen in der Region aktiv, hat eine Ablöse-Flottille in Marsch gesetzt – ohne Minensucher.

Paris ließ den Flugzeugträger „Clemenceau“ mit 40 Kampfflugzeugen an

Bord und drei Begleitschiffen gen Mittelost auslaufen – gleichfalls ohne Minensucher.

Räumhilfe scheint den Amerikanern auch deshalb geboten, weil keineswegs ausgemacht ist, daß der mutmaßliche Minenleger Iran auch weiterhin lediglich primitive, am Meeresgrund verankerte Minen mit Kontaktzündern auswerfen wird. Nach Ansicht britischer Experten sind hochmoderne Minen mit schwer zu täuschenden Sensoren, die auf Schraubengeräusche, Magnetfeldveränderungen oder die Wasserverdrängung von Schiffen reagieren, „für rund 100 000 Mark“ auf dem Weltmarkt zu haben.

„Das ist ein Kampf ohne Ende. Du findest sieben oder zwölf Minen, und nachts kommt so ein Gegner wie der Iran und legt zwölf neue“, beklagte ein Pentagon-Offizier die schlechten Aussichten, die Minengefahr unbeschadet zu überstehen.

Dennoch schien Washington vorige Woche fest entschlossen, die Geleitzugaktion fortzusetzen. Bereits für Ende der Woche wurde das Auslaufen der „Bridgeton“ und des 47 000-Tonnen-Tankers „Gas Prince“ vorbereitet.

Doch schon die Beladung der „Bridgeton“ geriet zum Abenteuer. Mit Computerhilfe, damit das angeschlagene Schiff nicht durch unausgewogene Last auseinanderbricht, sollten 1,8 Millionen Barrel in den Bauch des Riesen gepumpt werden, mehr als zwei Drittel seines normalen Fassungsvermögens. Doch Seegang und schwere Winde stoppten bis Freitag den Ladeversuch.

„Es wäre kompletter Wahnsinn – und illegal –, solche Risiken einzugehen“, meinte ein Bergungsfachmann zu der von Washington wie von Kuwait aus Prestige Gründen forcierten Rückfahrt des Konvois. Die werde „das Sternbanner zur Zielscheibe für den Iran“ machen, sorgte sich der demokratische Senator Dale Bumpers.

Das Risiko beschränkt sich indes nicht auf den möglichen Verlust eines Tankers. Wenn die nächste Mine explodiert, müsse Reagan reagieren, will er nicht die USA als Papiertiger entlarven, meinen andere US-Politiker.

Begrenzte Schläge wie gegen Gaddafi bewirken im kriegsgewohnten Iran wenig und würden nur den iranischen Antiamerikanismus noch verstärken. Massive Angriffe dagegen, die den Krieg zugunsten des Irak entscheiden könnten, würden dem Staat des Irak-Diktators Saddam Hussein eine Vormachtstellung in der Region verschaffen und würden damit die konservativen Golfstaaten gegen den Westen einnehmen.

Dennoch versichert das Pentagon, man sei auf alles vorbereitet. Doch das Nachrichtenmagazin „Newsweek“ fürchtete: „Die Militärs planen oft alle Entwicklungsmöglichkeiten ein – ausgenommen den Fall, der dann tatsächlich eintritt.“

ABRÜSTUNG

Lose Enden

Reagans harter Abrüstungsdirektor Adelman reichte seinen Rücktritt ein – Zweifel an einem baldigen Mittelstreckenabkommen blieben.

Zuversicht wucherte in Washington: Außenministertreffen der beiden Supermächte im September, bevorstehender Abschluß der Genfer Verhandlungen über einen weltweiten Abzug nuklearer Mittelstreckenwaffen, und am Horizont gar ein Gipfel mit Vertragsunterzeichnung noch in diesem Jahr – so sah es Anfang voriger Woche aus.

Präsident Ronald Reagan hatte bei den Genfer Gesprächen ein „aufnahmeberechtigtes Klima“ für ein historisches Ab-

seinen Marktwert als Mitarbeiter eines Washingtoner Think Tanks als Kolumnist und Uni-Dozent gewinnbringend nutzen.

„Ich glaube fest daran“, schrieb er dem Präsidenten, „daß wir dank Ihrer Führerschaft in diesem Jahr ein solides Rüstungskontrollabkommen abschließen werden.“ Das – umgehend angenommene – Rücktrittsgesuch geriet dem Hardliner zu einer triumphierenden Schlußbilanz. „Anders als in der Vergangenheit“, fügte er hinzu, „wird dieses Abkommen auf dramatische Weise den Bestand nuklearer Waffen reduzieren und dabei vernünftige Verifikationsmaßnahmen enthalten, ohne unser lebenswichtiges SDI-Programm zu gefährden.“

Doch trotz dieser optimistischen Worte löste der Abgang zu diesem Zeitpunkt – so kurz vor dem sicher geglaubten Abkommen – in Washington neue Skepsis aus.

Denn die letzten Fäden für einen Vertrag über eine globale Nulllösung sind keineswegs schon geknüpft. Vielmehr haben es die Genfer Unterhändler noch immer mit zwei losen Enden zu tun: Das sind die Frage der Verifikation und das Problem der 72 Pershing-1A-Raketen im Besitz der deutschen Luftwaffe.

Unklar war bis Ende voriger Woche, wie beweglich die Amerikaner in beiden Punkten verhandeln wollen. Adelman gehörte zu den Falken, die keine Konzessionen mehr machen wollten. Er war der eifrigste Verfechter jener derzeit noch gültigen Analyse der amerikanischen Regierung gewesen, wonach das sowjetische Beharren auf

dem Abzug der 72 amerikanischen Pershing-1A-Sprengköpfe nur ein Bluff im Schlußpoker der beiden Supermächte sei.

Bis zu seiner Rücktrittsankündigung hatte Adelman außerdem dafür gestritten, daß die Verifikationsbestimmungen eines künftigen Mittelstreckenabkommens ausführliche Vor-Ort-Inspektionen vor allem sowjetischer Raketenproduktionsanlagen ermöglichen sollten.

Nachdem sich Sowjet-Chef Michail Gorbatschow mit einer global geltenden Nulllösung für alle Mittelstreckenwaffen über 500 Kilometer Reichweite einverstanden erklärt hatte, schien die US-Regierung jedoch bereit, sich auf weniger rigorose Bestimmungen einzulassen.

Zwar wies Adelman die naheliegende Vermutung von sich, sein plötzlicher



Abrüstungschef Adelman: Marktwert nutzen

kommen ausgemacht. Sein Sprecher Marlin Fitzwater verbreitete fast täglich „fundierten Optimismus“ und spielte noch bestehende Meinungsunterschiede zwischen den Gesprächspartnern mit der Bemerkung herunter, daß so etwas „in der Endphase von Verhandlungen“ üblich sei.

Das Außenministerium vermochte selbst in der Frage nach dem Verbleib der amerikanischen Nuklearsprengköpfe für die 72 deutschen Pershing-1A-Raketen „kein Hindernis“ für ein Abkommen zu sehen. Der Chef der amerikanischen Abrüstungsbehörde ACDA, Kenneth Adelman, betrachtete seine Aufgabe gar als erledigt und kündigte seinen Rücktritt für Oktober an.

Adelman, 41, will in den verbleibenden 16 Monaten von Reagans Amtszeit